Philosophische Kolumne

Philosophischer Irrtum: Menschen wollen Freiheit

von Timo Heidl (01.12.2020) | pfalzbote.de

Jede Epoche lebt von Gewissheiten, die kaum noch jemand bemerkt. Die Kolumne: Gegen die Gewissheit – Philosophische Irrtümer untersucht die verborgenen Voraussetzungen unseres Denkens und stellt jene Überzeugungen infrage, die als selbstverständlich gelten. In kurzen philosophischen Essays verbindet Timo Heidl klassische Denktraditionen mit neuen Perspektiven und zeigt, dass der größte Irrtum oft nicht in einer falschen Antwort liegt, sondern in einer Frage, die nie gestellt wurde.

Wir wollen selbst entscheiden, wie wir leben und was wir denken. Entsprechend wehren wir uns vehement gegen Bevormundung und verlangen, dass niemand über unser Leben bestimmt. Freiheit gilt als eines der höchsten Güter des Menschen; wer sie einschränkt, muss sich rechtfertigen. Was geschieht aber, wenn wir tatsächlich frei entscheiden dürfen? Wenn keine Regel den Weg vorgibt und keine Autorität uns die Verantwortung abnimmt? Sind wir dann erleichtert, oder beginnen wir, nach neuen Regeln zu suchen?

Stellen wir uns einen Menschen vor, der sein ganzes Leben nach den Erwartungen anderer ausgerichtet hat. Seine Eltern bestimmten, welcher Beruf vernünftig sei, und sein Umfeld, was als erfolgreiches Leben galt. Eines Tages beschließt er, sich von all diesen Vorgaben zu lösen. Er kündigt, verlässt seine vertraute Umgebung und beginnt ein neues Leben. Niemand soll ihm mehr vorschreiben, wie er zu leben hat.

Zunächst scheint alles möglich, denn er kann seinen Tag selbst gestalten und Entscheidungen treffen, ohne sich rechtfertigen zu müssen. Bald stellt sich die Frage, was er mit dieser Freiheit anfangen soll? Welche Entscheidung ist die richtige, wenn niemand mehr vorgibt, woran er sich orientieren soll? Ich glaube, dass hier ein blinder Fleck unseres Freiheitsverständnisses liegt. Wir betrachten Freiheit oft als Befreiung von Einschränkungen und übersehen, dass mit jeder beseitigten Grenze auch eine Orientierung verschwinden kann. Freiheit eröffnet Möglichkeiten, sagt uns aber nicht, welche davon wir wählen sollen.

Schon der französische Philosoph Jean-Paul Sartre stellte den Menschen vor diese Schwierigkeit. Wenn kein vorgegebener Lebensweg festlegt, wer wir sein müssen, dann entwerfen wir uns durch unsere Entscheidungen selbst. Wir können uns nicht vollständig darauf berufen, dass wir eben so seien, wie wir sind. Wir müssen Verantwortung dafür übernehmen, was wir aus uns machen. Freiheit ist damit weit mehr als die Abwesenheit von Zwang. Sie bedeutet auch, dass wir uns der Verantwortung für unser Leben nicht vollständig entziehen können.

Diese Verantwortung versuchen wir allerdings häufig zu begrenzen. Wir wünschen uns Entscheidungsfreiheit, möchten aber möglichst selten falsch entscheiden. Wir wollen unabhängig sein und zugleich wissen, dass wir auf dem richtigen Weg sind. Wenn etwas schiefgeht, suchen wir gerne nach Umständen oder anderen Menschen, die wir verantwortlich machen können. Natürlich gibt es wirkliche Zwänge, sei es Armut, Gewalt, Abhängigkeit oder soziale Ungleichheit, die die Handlungsmöglichkeiten einschränken. Nicht jeder Mensch verfügt über dieselben Voraussetzungen, sein Leben selbst zu gestalten. Doch selbst dort, wo Menschen mehr Handlungsspielraum gewinnen, verschwindet das Bedürfnis nach Orientierung nicht automatisch.

Ein Blick in unseren Alltag zeigt, wie eng Freiheit und Orientierung miteinander verbunden sind. Wir können aus einer beinahe unüber-

schaubaren Zahl von Berufen und Möglichkeiten wählen. Gleichzeitig lesen wir Bewertungen, und fragen andere, welche Entscheidung sie an unserer Stelle treffen würden. Wir dürfen selbst entscheiden, warten aber auf die Bestätigung, dass unsere Entscheidung vernünftig ist.

Ich denke daher, dass wir nicht immer nur Freiheit wollen, sondern eher die Möglichkeit suchen, das Richtige zu tun, ohne selbst herauszufinden, was richtig ist. Aber jede Wahl hat eine Kehrseite. Wer alles wählen kann, muss auch auf vieles verzichten, denn wir können nicht jede Möglichkeit leben. Jede Entscheidung öffnet einen Weg und lässt andere ungelebt zurück. Freiheit öffnet zwar Türen, aber wir müssen selbst hindurchgehen. Das könnte erklären, weshalb wir uns manchmal nach festen Verhältnissen sehnen, selbst wenn wir uns kurz zuvor noch gegen sie aufgelehnt haben. Feste Ordnungen nehmen uns nämlich Entscheidungen ab. Sie geben uns Halt, Orientierung und ein Gefühl von Gemeinschaft. Solche Systeme können uns zwar einengen, aber sie entlasten uns auch von der Last, jede Lebensfrage ganz allein beantworten zu müssen.

Der Philosoph Erich Fromm untersuchte in *Die Furcht vor der Freiheit*, weshalb Menschen sich von gewonnener Freiheit überfordert fühlen und sich mitunter neuen Abhängigkeiten unterwerfen. Die Abwesenheit äußerer Autorität kann Unsicherheit erzeugen. Wer nicht mehr weiß, woran er sich orientieren soll, sucht womöglich jemanden, der ihm erklärt, was zu tun ist. Die alte Abhängigkeit verschwindet dann nicht unbedingt, sondern verändert lediglich ihre Gestalt. Ein Mensch kann sich gegen gesellschaftliche Normen auflehnen und sich anschließend einer Gruppe anschließen, deren Regeln er nicht mehr infrage stellt. Er kann eine Autorität ablehnen und die nächste suchen, die ihm erklärt, wie die Welt zu verstehen ist. Das bedeutet nun keineswegs, dass Menschen heimlich unfrei sein wollen, zeigt aber miteinander konkurrierende Bedürfnisse. Menschliches Verhalten bewegt sich immer in diesem Spannungsfeld zwischen Autonomie und

Verbundenheit. Wir wollen selbst entscheiden, aber die Konsequenzen nicht isoliert und alleine tragen müssen.

Deshalb reicht es auch nicht, Freiheit als Gegensatz zu Zwang zu verstehen. Ein Mensch kann tun dürfen, was er möchte, und dennoch von Erwartungen abhängig sein, die er niemals bewusst gewählt hat. Er kann sich für unabhängig halten und seine Entscheidungen unablässig danach ausrichten, wie andere Menschen sie beurteilen werden. Die entscheidende Frage lautet dann nicht mehr nur, wer uns etwas verbietet, sondern auch, wer oder was unsere Wünsche überhaupt erst hervorbringt. Was bedeutet es, selbstbestimmt zu leben, wenn wir nicht wissen, weshalb wir etwas wollen? Ist ein Wunsch schon deshalb unser eigener, weil er in uns entsteht? Wer Karriere machen möchte, kann sich frei für seinen Beruf entscheiden, obwohl er vielleicht nie geprüft hat, weshalb Erfolg für ihn so wichtig ist. Wer unbedingt ein bestimmtes Leben führen möchte, kann sich darin selbstbestimmt fühlen, obwohl er einer Vorstellung folgt, die ihm schon früh vermittelt wurde.

Freilich ist nicht jede fremde Erwartung falsch, und auch nicht jeder übernommene Wert macht uns unfrei. Allerdings können wir kaum von Selbstbestimmung sprechen, wenn wir uns niemals mit den Gründen auseinandergesetzt haben, aus denen wir unser Leben auf eine bestimmte Weise führen. Freiheit beginnt deshalb nicht erst dort, wo uns niemand mehr etwas vorschreibt, sondern verlangt auch, dass wir die Maßstäbe untersuchen, nach denen wir uns selbst etwas vorschreiben.

Ich glaube, Freiheit gleich weniger einer offenen Tür als einem unbekannten Gelände. Die offene Tür erlaubt uns zwar, einen Raum zu verlassen, aber sie sagt uns nicht, wohin wir gehen sollen. Wer den Raum verlässt, gewinnt zwar neue Möglichkeiten, muss aber den Weg erst noch mühsam finden. Damit verändert sich auch die Vorstellung, Freiheit sei ein Zustand, den wir irgendwann erreichen und anschließend einfach besitzen. Wir bleiben bedürfnisorientierte Menschen mit

Abhängigkeiten und begrenzter Zeit. Wir werden durch unsere Vergangenheit geprägt, sind auf unsere Mitmenschen angewiesen und können die Folgen unserer Entscheidungen nicht vollständig überblicken. Selbstbestimmung bedeutet deshalb nicht, von allen Einflüssen unabhängig zu werden, sondern zu erkennen, welche Einflüsse uns prägen, welche wir akzeptieren und wo wir anders handeln möchten. Das ist mühsamer, als einfach nur nach mehr Freiheit zu verlangen, da es nicht allein verlangt, dass andere uns weniger Grenzen setzen. Es verlangt eben auch, dass wir uns mit den Grenzen auseinandersetzen, die wir selbst aufrechterhalten.

Der Irrtum liegt deshalb auch nicht darin, dass Menschen Freiheit wolle, sondern in der Annahme, der Wunsch nach Freiheit sei bereits dasselbe wie die Bereitschaft, selbstbestimmt zu leben. Wir glauben oft, frei zu sein, betrügen uns dabei aber selbst. Wir wollen alle Rechte, aber keine Pflichten. Wir wollen unabhängig sein, passen uns am Ende aber doch den anderen an, und wir haben unendlich viele Möglichkeiten, wählen aber blind, ohne zu wissen, was wir wirklich wollen.

Der größte Irrtum besteht dann nicht darin, Freiheit für ein menschliches Bedürfnis zu halten, sondern zu glauben, der Mensch müsse nur von seinen Fesseln befreit werden, um zu sich selbst zu finden. Die Freiheit nimmt uns nämlich mitnichten die Entscheidung ab, wer wir sein wollen; sie macht sie erst unausweichlich.